



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 57.

Mittwoch, 9. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(6. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Martgraff.

(Nachdruck verboten.)

Er seufzte tief auf und hatte für eines Augenblicks Bänge in tiefen Gedanken vor sich hingestarrt.

Dann hatte er den Foppentopf des Sohnes gefaßt und mit dessen Hilfe, wie mit einer Schraube, dessen schmerzverzogenes Gesicht dazu gebracht, sich ihm voll zuzuwenden.

Er schluckte ein paarmal, setzte an und brach dann wieder ab.

„Junge,“ sagte er dann, und ein aufmerksamer Beobachter hätte feststellen können, wie sauer ihm der Humor in diesem Augenblick ankam, der ihn zwang, einem seiner Lieben, die ihm alles waren, sozusagen den Dörsch in die Brust zu stoßen.

Aber, „wer seine Kinder lieb hat, der faßt sie nicht mit Sammetpfoten an“, war das von ihm revidierte und zu rechtgemachte Bibelwort, nach dem er seine Erziehungsgrundsätze geregelt hatte.

Und solch lebenslanges Elend vor Augen zu sehen, fühlen, wie das Herz sich in der Brust krümmt und nicht helfen können? — Lieber gleich mit fester Hand zugreifen.

— Darum „Junge, Jakoble,“ sagte er, und wie ein ganzer Strom von Wärme brach es aus den heiteren Worten, „wie nennen uns die Leute in der Umgegend? „Die lustigen Leute auf Unverzagt.“ — Wollen wir den sauer erworbenen Ruhm um einer verliebten Grille wegen einbüßen, Junge, mach' doch nicht ein Gesicht, als ob du heute in der Früh Mutters sämtliche Eßigpflaumen ausgefüttert hättest. Ach, Schöhnchen, lach mal . . .“

Und unter der Einwirkung der väterlichen Standrede, deren herber Wahrheit er sich nicht entziehen konnte, hatte der junge Baron es wirklich fertig bekommen, sein Herz fest in die Hand zu nehmen und die sehnächtigen Gedanken irdischere Bahnen wandeln zu lassen.

Als Knud Knudson, der Landratssohn aus Schleswig, eifrig bemüht um das schöne Bäschen zu werben begann, da war er so weit, um ohne Herzzuden sich an ihrem Glück mitfreuen zu können und sogleich freudig bereit gewesen, die Tante Mechthildis, den Goldfisch der Familie, nach Kräften zu bearbeiten, damit sie, wenn möglich, den Rest des erforderlichen Kommissvermögens hergab, der nötig war, um jenen die Pforte zum Glück zu öffnen.

Aber wenn er auch auf seine Liebe zu Traute, gewissermaßen nur noch von den lichten Höhen des Ueberwindens lächelnd, wie auf einen Jugendtraum zurückblidte, so fühlte er doch einen schmerzhaften Stich am Herzen, sobald jemand sich erdreiste, dem Pflögekind des Hauses zu nahe zu treten.

Auch heute wallte ihm sogleich das junge, heiße Blut zu Kopf, als er die funkelnden Tropfen in den veilschenfarbenen Augen sah.

Aber die angeborene und anerzogene Vernunft sagte ihm, daß er sicher von vornherein ihrer guten Sache die Stützen entziehen würde, wenn er der gerechten Entrüstung, die in ihm tobte, die richtigen und einzig angemessenen Worte verleihen möchte.

Den Arm straff ausgestreckt auf die Schulter des jungen Offiziers gelegt, war er hart neben ihm getreten.

„Knud Knudson, Oberleutnant im Xten Infanterie-

Regiment, Landratssohn aus Glückstadt in Schleswig, dänischer Abkunft, 25 Jahre alt. Besondere Kennzeichen: Keine . . .“ rief er im Heroldston, bemüht, dem Ganzen einen leicht scherzhaften Anstrich zu geben.

Aber die Tante maß befremdend den dreiften Bruderssohn vom Kopf bis zu den Fußspitzen, was bei seiner Länge eine gehörige Spanne ausmachte.

„Ich bin im höchsten Grade erstaunt, zu sehen, in wie lazer Weise eine ernste Angelegenheit von euch zum Austrag gebracht wird,“ erwiderte sie mit vernichtender Kälte von oben herunter.

„Traute, komm einmal her zu mir.“

Das junge Mädchen nahte sich ihr zitternd, mit bebenden Lippen, bereit, jeden Augenblick in ein jammervoll verzagtes Schluchzen auszubrechen.

Mechthildis von Massenbach hatte zierlich ihre Hand gefaßt und zog sie näher an sich heran.

„Jetzt gib mir einmal ordentlich und ernst Antwort, Kind,“ sagte sie milder als vorhin. „Dein Vetter scheint das „savoir vivre“ der Massenbachs gern ein wenig unter die Schuhe zu treten.“

„Ich bitte“, sie hatte den feinen Kopf in den Nacken gebogen und sah so hoheitsvoll überlegen zu ihm herüber, daß der junge Baron, der bereits aufflammend einen Schritt näher zu ihr herangetreten war und den Mund zu einer schnellen Entgegnung geöffnet hatte, unwillkürlich verstummte.

„Traute!“ Das Mädchen hatte die großen Augen zu dem Gesicht der Tante erhoben. In ihrem Herzen begannen bei dem milderen Ton der Stimme bereits wieder alle Hoffungs-pflänzchen zu grünen und zu blühen. Glückliche Jugend!

„Wer ist der Herr, Traute?“

„Knud Knudson, Tante . . .“

„Das hatte Jakob bereits die Güte, mir zu berichten. Ich will etwas anderes wissen. Du sagtest er sei . . .“

„Mein Bräutigam, Tante.“

Es war ein Klang zärtlicher Helle in dem Ton, mit dem sie das liebe Wort gleichsam kosend umschmeichelte.

Mechthildis Augenbrauen falteten sich wiederum beängstigend dicht, so daß es der kleinen Braut schreckhaft durch das Herz schoß.

„Dein Verlobter. — Ich habe keine Anzeige erhalten.“

Die wenigen Worte atmeten eine beängstigende Gletscherkälte.

Das junge Mädchen, deren Vider bedenklich zu zittern begannen, wand das Taschentuch um den Finger und ließ die Kinderangen in hilfloser Verlegenheit von einem zum anderen schweifen.

Da faßte Knudson sich ein Herz.

Lieber Gott, es hieß ja vielleicht alles, seine Liebe, die Aussicht auf ein langes, glückliches Leben zu zweien aufs Spiel setzen, wenn er jetzt eingriff. Aber — er war Offizier und Bräutigam zugleich. Und dabei stehen, dies Martyrium noch länger mitanzusehen, ohne eine Hand zu rühren . . . Wie ein Schuft.

Mit flammendem Gesicht war er einen Schritt auf die Dame zugetreten, ohne der wehrenden Bewegung Entsetzen zu achten, und fühlte dennoch, daß trotz der mutigen Entschlossenheit ihm das Herz bis zum Halse hinauf schlug.

„Gnädigste gestatten,“ begann er, und man hörte der Stimme das innere Ringen und Kämpfen an, „Traute hat mir mit Zustimmung ihrer Pflegeeltern, des Herrn Barons von Massenbach und seiner Frau Gemahlin, versprochen, die Reine zu werden. An der Veröffentlichung hinderte uns die Feststellung einiger Formalitäten. Wir sind sozusagen heimlich verlobt . . .“

Das Wort stocherte ihm unter dem Blicke der hellen Augen, die erlähmend, gleichsam sezierend, als wollten sie in die geheimsten Falten seiner Seele dringen, die auf seinem hübschen, männlichen Gesicht ruhten.

„Das ist, was die Leute „miteinander verkehren“ nennen.“

Mit blutrotem Gesicht war Knud Knudson in die Höhe gefahren und unwillkürlich hatte seine nervige Hand sich zur Faust geballt.

Er wollte sprechen, da sah er Trautes tränenreiches Gesichtchen vor sich, die ihm beschwörend die gefalteten Hände entgegenstreckte, fühlte Suses große, kraftvoll ausgearbeitete Hand beschwichtigend auf seinem Arm.

Aber bevor er sich noch klar darüber geworden war, was nun das Recht sein möchte, hatte Jakob sich bereits hilfsbereit dazwischen geworfen.

„Du stehst dem wirklichen Leben, scheint's, so fremd gegenüber, Tante.“ nahm er den Kampf auf, ein starker Hohn schwang in seinen Worten mit, „daß man nicht mit dir reden darf. Du darfst versichert sein, daß eine Baroness Massenbach aus dem Hause Kellern jederzeit den „Geist der Tradition“ hochzuhalten versteht.“

Fräulein von Massenbach hatte die Hand mit einer vornehm graziösen Handbewegung gehoben. Sie lächelte, wie man lächelt, wenn man Kinder gegen ein aus erzieherischen Gründen über sie verhängtes Zwangsmittel ohnmächtig rebellieren sieht.

„Du gestattest doch, lieber Nefse. — Mir scheint, du erhebst dich ganz überflüssigerweise. Ich tue doch nichts, als das Recht der Aelteren für mich in Anspruch nehmen, Kinder, auf die in der guten Gesellschaft allein üblichen Formen aufmerksam zu machen.“

„Kinder?“ fuhr Jakob auf. Da spürte er ein verdächtig mahnendes Zupfen an dem Rande seines hellen Jacketts. Er wandte sich.

„Was hast du denn, Euse?“ fragte er mit der dem männlichen Geschlecht eigenen Begriffsschwere.

Tante Nechtildis hatte Trautes Hand gefaßt und hielt diese fest, aber energisch, mit den durchsichtig feinen Fingern.

„Ich nehme Traute mit mir und werde sie unter vier Augen das Nähere befragen. Uebrigens“, die hellen Augen, bekamen schon wieder den starren Tadelblick, „ich höre, ihr erwartet Gäste . . .“

Der Nefse, der nicht wußte, wo sie hinaus wollte, fühlte, wie es ihm heiß um die Ohren flog, und ein so merkwürdiges Kribbeln in den Fingerspitzen.

Scharfen Auges parierte er den auf ihm ruhenden Blick, an dem Zucken seines energischen Gesichtes konnte man sehen, daß alles in ihm in heftiger Aufregung begriffen war. „Hier alte Freunde des Vaters, ja,“ sagte er kurz.

„Und da gedenkst du in diesem Aufzuge zu bleiben?“ fragte sie unerschütterlich in kühl zurechtweisendem Tone. „Ich meine, es ist Mode, Gäste im schwarzen Gesellschaftsjackett zu empfangen.“

Aber jetzt war des Nefsen „Topf bis an den Rand gefüllt“, wie man so sagt.

„Ich danke dir für gütige Belehrung“, brach er erbittert los, „aber bis zum Gesellschaftsjackett habe ich es noch nicht gebracht. Mein Staatskleid war und blieb bisher der sogenannte Gotteskischrock, weil — weil . . .“

In diesem Augenblicke wurde die Tür aufgerissen, der jüngste Sohn des Hauses schlug mit einigen trefflich gegliederten Burjelbäumen ins Zimmer hinein und stand gleich darauf zwischen den Geschwistern, das bräunliche Kassegesicht unter dem lichten Haar, strahlend in kindlich-glücklicher Wichtigkeit.

„Jetzt kann ich's, verkündete er, triumphierend von einem zum andern blickend, „habt ihr gesehen? Genau wie der Seiltänzer auf dem Jahrmarkt in Bratgerode. Na, ich hab' aber auch nicht schlecht geübt . . .“

„Das hättest du uns zu einer anderen, gelegeneren Zeit

vorführen können“, schalt Euse, die sich bemühte, dem Unwillen, den sie sich auf dem Gesicht der Tante ansammeln sah, nach Kräften zuzukommen.

Aber da erschien der Mutter helles Gesicht in dem Rahmen der geöffneten Tür: „Run?“ fragte sie gedehnt. „Ich steht ja alle so beschneit bei einander?“ „Thilbe, haben dir die unartigen Kinder keinen Stuhl angeboten? — Euse, Traute, ist alles bereit? — Jakoble, das Bier kühl? Konz, deine Hände . . .“

Raschen Ganges hatte die Freifrau das Zimmer durchquert. Es war, als ob ein frischer Wind mit ihr herein gekommen sei, um die auf den Gemüthern lagernde Schwüle herauszuföhren.

„Tag, Knud“, sie streckte dem jungen Offizier in ritterlich herzlicher Weise beide Hände entgegen, „hat der Hauptmann Sie wirklich freigegeben? Was für Gründe geben Sie nur immer an, um so häufig Urlaub zu erhalten?“

Trautes Verlobter hatte die Hände der Dame in sehnlicher Zukunftsart an die Lippen gezogen.

„Den einfachsten der Welt, verehrte Tante“, erwiderte er, „nämlich, daß eine liebe Braut mich erwartet.“

Er konnte es sich nicht versagen, bei den scharf betonten Worten einen Blick zu Fräulein von Massenbach hinüberzuwerfen, die aber durchaus keine Notiz davon zu nehmen schien.

(Fortsetzung folgt.)

Krokus.

Nächtlich hat auf braune Erde

Warmer Regen sich ergossen.

Und nun sind aus allen Beeten

Bunte Flämmchen aufgekössen!

Gelbe Flämmchen, blaue Flämmchen,

Weike leuchten auch darunter.

Krokus! Krokus! Frühlingsherold!

Trob beäugtes Morgenwunder!

Durch die schwanken Birnbaumzweige

Strahlt hernieder gold'ne Sonne.

Selig trinkt mein kleiner Garten

Eines Amselfiedes Wonne! Elise Ritter.

Das Opferlamm.

Von Hermann Wagner.

Es ist mein Fehler, daß ich sehr ungeschickt und schlichtern bin. Infolge meiner übertriebenen Schüchternheit habe ich schon so manche Gelegenheit verpaßt und mit meiner Ungeschicklichkeit habe ich mir schon vielerlei verdorben. Den schlimmsten Streich aber spielten mir meine Ungeschicklichkeit und Schüchternheit damals, als ich vorhatte, um Giselas Hand anzuhalten. Damals war ich wirklich dumm. Doch im Grunde kam das Ganze doch nur daher, daß ich es in meiner grenzenlosen Ungeschicklichkeit und Schüchternheit nicht über mich brachte, Giselas Mutter zu verleben.

Also, wie gesagt, ich liebte Gisela, und Gisela war es auch wert, daß ich sie liebte. Sie war ein schönes, zartes und gutes Mädchen, sanftmütig wie eine Taube und geduldig wie ein Lamm. Ich hatte ihr (trotz meiner Schüchternheit) meine Liebe schon gestanden, doch wußte noch kein Mensch darum, und wir waren miteinander darin übereingekommen, daß ich am nächsten Sonntag zu ihrer Mutter gehen und um ihre Hand anhalten sollte. Ja, so weit waren wir, und ich hatte alle Ursache, zu hoffen, daß alles gut ausgehen würde.

„Es wird vielleicht gut sein“, sagte Gisela noch zu mir, „wenn du deinen Besuch meiner Mutter zuvor schriftlich ankündigst.“

Run, das war falsch, daß Gisela mir das sagte. Warum? Weil ich in meiner Ungeschicklichkeit den Brief an Giselas Mutter so abfaßte, daß nicht mit voller Deutlichkeit aus ihm hervorging, was ich wollte. Das heißt, was ich wollte, ging wohl aus meinem Brief hervor, nicht aber, wen ich wollte. Ja, daran lag es. Ich hätte jenen Brief niemals schreiben sollen!

Ich muß bei dieser Gelegenheit bemerken, daß Giselas Mutter verhältnismäßig noch recht jung war. Sie war eine siebenunddreißigjährige Witwe, die ich schon immer verehrt hatte. Ich hatte sie natürlich nur als jene Frau verehrt, die Giselas Mutter war, obwohl sie gar nicht wie eine Mutter aussah. Sie war hübsch, schlant und voller Temperament, und gleich eigentlich mehr einem Mädchen als einer Frau. Wir hatten schon häufig miteinander geschert und sogar ge-

tanzt, wobei sie mich immer ein wenig aufgezogen hatte, weil ich so schüchtern war.

„Sie sollten mein Mann sein“, hatte sie einmal zu mir gesagt, „ich wollte Sie schon küssen!“

Als ich nun an jenem Sonntag, durch meinen verhängnisvollen Brief angekündigt, bei ihr erschien, im Traß natürlich und mit Blumen versehen, war sie auf eine Art freundlich zu mir, die vom ersten Augenblick an auffiel und auch zu denken gab. Ich bemerkte zum erstenmal so etwas wie Befangenheit an ihr, zugleich aber etwas Undefinierbares, das mir sagte, daß ich ihr Sympathie einflöße. Sie nahm mir die Blumen ab, als seien sie für sie bestimmt, lud mich ein, Platz zu nehmen, und sagte, sie habe Gisela fortgeschickt, damit wir ungestört miteinander reden könnten. Dabei lächelte sie mich bedeutungsvoll und ermunternd an.

„Also“, neckte sie mich, „was ist es denn, was Sie mir so Wichtiges zu sagen haben? Sie schreiben mir, es sei etwas Entscheidendes für Ihr ganzes Leben... Sind Sie verliebt?“

Die leichte Art, auf die sie redete, erschien mir der Wichtigkeit und Schwere des Gegenstandes, um den es sich handelte, nicht angemessen. Aber ich verbarg das natürlich. Ich wurde nur rot und arg verlegen.

„Nun?“ ermunterte sie mich.

Da sagte ich in gepreßtem Ton: „Ja.“

„Wer ist es denn?“ rief sie lächelnd aus.

Da wurde ich noch verlegener und antwortete: „Das werden Sie wohl schon erraten haben.“

Sie sah mich strahlend an. Ich wand mich gleichsam unter ihren Blicken. Sie lachte übermütig.

„Mein Gott“, rief sie aus, „deshalb brauchen Sie doch nicht verlegen zu werden. Oder sind Sie nicht ein netter und hübscher Mensch? ... Jawohl, ich muß Ihnen das Verständnis machen, daß Sie mir schon immer gefallen haben.“

Nicht die Worte waren es, die mich wiederum stutzig machten, sondern vielmehr die Art, auf die sie diese Worte aussprach. Sie rückte näher zu mir heran, sah mich so festlich an und strich mir mit ihrer rechten Hand über den Kopf hin.

„Hat es dir schon wieder die Sprache verschlagen?“ spottete sie zärtlich. Wie — sie sagte schon „du“ zu mir?!

„So sprich doch, Kuri!“ „Ja“, sagte ich hilflos.

Ich war zu Tode erschrocken. Es wurde mir mit einem Male klar und deutlich, daß sie der Meinung war, es sei

meine Absicht, bei ihr nicht um Gisela, sondern um sie selbst anzuhalten. Und ich erkannte, daß sie willens war, mich nicht abzuweisen, ja, daß sie regelrecht in mich verliebt war, und daß ich ihr, wenn ich sie jetzt über den wahren Sachverhalt aufklärte, eine tiefe Beschämung zufügen mußte.

Und das brachte ich nicht fertig, denn ich bin nun einmal ein Mensch, der einem anderen nicht weh tun kann, ein schüchtern, ungeschickter Mensch, der lieber sich selbst opfert, als daß er imstande wäre, von einem anderen ein Opfer anzunehmen oder gar zu verlangen.

„Siehst du, Kuri“, fuhr Giselas Mutter fort, „jetzt bist du schon wieder stumm. ... Willst du mir nicht sagen, daß du mir gut bist?“

„Ja“, sagte ich und machte einen schwachen Versuch, zu lächeln.

„Und daß du mich bitten willst, ich möchte deine Frau werden. ... Oder ist es nicht so?“ Ich nickte.

„Nun also“, rief sie aus, „da ist es nun endlich heraus!“

Damit fiel sie mir um den Hals und küßte mich, und ich küßte sie wieder, weil ich der Meinung war, ich würde sie verletzen, wenn ich das nicht täte. Und sie zu verletzen, das war ich, bei Gott, nicht imstande, obwohl ich natürlich unabsichtlich an Gisela dachte und daran, was Gisela wohl sagen würde, wenn sie erfuhr, was in ihrer Abwesenheit geschehen war.

Und dann läutete es plötzlich draußen, und wenige Minuten später stand Gisela im Zimmer und wurde freudig bleich, als ihre Mutter, mich zärtlich küßend, ihr mitteilte, daß sie sich soeben mit mir verlobt habe.

„Was hast du denn?“ fragte sie, als Gisela gar keine Anstalten traf, sie zu beglückwünschen, „freust du dich denn gar nicht?“

„Doch“, würgte Gisela mühsam hervor, bedeckte dann das Gesicht mit beiden Händen und stieß hinaus.

Giselas Mutter aber umarmte mich, lächelte und sagte: „Das dumme Ding. Sie ist eifersüchtig auf dich, weil sie glaubt, daß sie dich jetzt verlieren wird. ... Aber du verspricht mir doch, daß du ihr ein guter Vater sein wirst?“

Und ich? Ich tat, um die Situation zu retten, das einzige, was ich noch tun konnte. Ich gab das Versprechen, daß ich dem Mädchen, das ich liebte, ein guter Vater sein würde. Dies Versprechen habe ich auch gehalten.

Alt-Nassau

Aus altnassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolf Anzer.

XXIX.

In seinem Schreiben vom 7. Januar hatte sich der Vater Bigelius sehr besorgt gezeigt wegen der sieben oder acht Todesfälle, die nach den Angaben des Louis vom 1. Januar 1786 in den letzten Wochen unter der Göttinger Studentenschaft vorgekommen waren. Nun schreibt der Sohn, es sei kein Grund zu besonderer Beunruhigung, „denn ob gleich die Krankheit welche das Faulfieber¹⁾ ist noch crassirt, so glaube ich doch nicht, daß es viel zu sagen hat, besonders da nun die Luft wieder rein ist. Es sterben zwar noch täglich Leute allein wer will beweisen, daß diese alle an Faulfieber sterben? Meine Wohnung ist überdies wenn Sie sich die Lage des Spiedermännischen Hauses beschreiben lassen, die Gesündeste, und in der ganzen Straße habe ich noch niemanden begraben gesehen seit ich hier bin. Es ist auch niemand von meinen Bekannten gegenwärtig krank, indessen werde ich mich bestmöglichst zu praeserviren suchen.“ Sehr überzeugend, daß die Krankheit nicht viel zu sagen habe, klingen diese Mitteilungen keineswegs; sie riefen im Elternhause namentlich angesichts des Todes des von derselben Krankheit befallenen Schwiegersohnes Dr. Wahr nur noch stärkere Besorgnisse um das Befinden des so weit entfernten Sohnes und Bruders wach. Wir wissen ja auch, daß diese nicht ganz unbegründet waren; ein gewisser Hang zu Schwermut war bei Louis vorhanden; der Winter gab ihm keine Gelegenheit, auf großen Spaziergängen sich stärkere Bewegung zu machen, ganz abgesehen davon, daß es ihm bei seinem umfangreichen Studium an Zeit dazu fehlte, sich gewissermaßen gesund zu laufen, und nun traf ihn die erschütternde Todesnachricht des von ihm persönlich sehr hochgeschätzten Schwagers; nur mit größter geistiger Konzentration war es ihm möglich, seine Arbeit für das praktische Kolleg bei Bütter zu beenden, und sehr sauer wurde es ihm, einen längeren mündlichen Bericht vor der versammelten Hörerschaft abzustatten. „Diesem und dem schlimmen Wetter

schreibe ich es auch zu, daß ich vergangene Woche beynahe krank geworden wäre“, schreibt er am 26. Februar; „denn ich hatte so heftiges Kopfweh, daß ich gar nicht aus den Augen sehen konnte, und dabei solchen Frost, daß ich beständig bei einem glühenden Ofen sitzen mußte, die Nacht aber sehr unruhig schlief, und des Morgens in einem unangenehmen Schweiß lag. Ich nahm auch zur Vorbeugung gleich einige Medicamente, Madame Spidemann aber schickte mir gesunderes Essen, und den dritten Tag war ich wieder hergestellt, ohne in meinen Arbeiten zurück gekommen zu sein.“ Besonders aber muß ich die Besorgnis der Madame Spidemann um mich rühmen, welche mir gleich alles anbiehen lies, was ich nur haben wollte.“

Die Schilderung der Erkrankung bot dem Vater Gelegenheit, dem Sohn auch auf medizinischem Gebiet eine Belehrung zukommen zu lassen. Am 14. April — erst an diesem Tage erfolgte eine Antwort auf das Schreiben des Sohnes vom 26. Februar — schreibt er: „Du meldest — daß Du nach einem unruhigen Schlaf des Morgens in einem unangenehmen Schweiß gelegen habest v. v. Dieser Schweiß hätte Dir aber sehr angenehm sein sollen, denn er war ein herrliches beneficium naturae²⁾, und die wahre ungetrübteste crisis, wodurch sich das vorhergegangene Kopfweh mit dem ungewöhnlichen Frost hat brechen und dadurch die Natur selbst, als der beste Arzt, die ihr lästig gewesene Unreinigkeit hat austreten wollen. Diesen Schweiß hättest Du also vielmehr behörig und ganz abwarten — ja ihn wohl noch durch einen Löffel voll Holder Lattwerge³⁾ verstärken sollen. Und wenn Du dieses gethan hättest, so würde das nachhero erfolgte dicke Gesicht und hypochondrische Zufälle wo nicht ganz weg geblieben — doch nicht von der Andauer gewesen sein, daß zu dessen Vertreibung ein Medicus und so viele Arzenei nöthig gewesen wäre. ... Merke Dir bei dieser Gelegenheit, daß denen von selbst sich einfindenden Nachtschweissen allemal behörig abzuwarten, durch Anlegung eines durchaus erwärmten Hemdes die pori offen zu halten, wenigstens nicht durch eine Verkühlung der feuchten Haut jählings zu verschließen und zu verstopfen sind, damit die im Körper noch befindliche Unreinigkeit immer noch evaporiren

¹⁾ Wohltat der Natur.

²⁾ Hollunderbeeren-Lattwerge.

¹⁾ Faulfieber = Typhus.

Wonne, und sollte auch zuweilen über eine solche Natur Action ein Früh Collegium versäumt werden müssen.“¹⁾

Eine große Freude für den Regierungsrat in dieser Zeit voll Trauer und Sorge mag der Empfang eines eigenhändigen Schreibens von Geheimrat Bütter in Göttingen gewesen sein, den er gebeten hatte, dem Sohn die Nachricht vom Tode Wahrs schonend beizubringen. Der große Rechtsgelehrte schrieb darin wörtlich: „Dero Herrn Sohn kann ich nicht anders als wegen seines Fleißes das beste Zeugnis geben. Erst kürzlich hat er in meinen practischen Lehrstunden einen recht wohl von staten gegangenen mündlichen Vortrag gethan. Auch sonst habe ich von seinem fleißigen Betragen nichts widriges vernommen. Ich hoffe also sehr, daß er Dero Wünsche völlig entsprechen wird.“

Es wäre gewiß interessant, den Wortlaut des an Bütter gerichteten Briefes des Regierungsrats zu kennen; da dieser nicht erhalten ist, bietet uns Bütters Antwort die Möglichkeit, auf den Inhalt zu schließen. An den Sohn schrieb Bütter: „Die Gefälligkeit, womit H. Geh. Justiz Rath Bütter meiner Bitte in Ansehung Deiner stattgegeben hat, verdanke ich demselben gebührend; und so balden Du eine schickliche Gelegenheit hast, so besuche ihm diese meine Dankbarkeit vor Beides nebst Vermelden meiner gehorsamsten Empfehlung, und weiteren Bitte, Dich in sein patrocinium²⁾ und protection, besonders mit nützlichen privat Anleitungen zu Deinen Studien, zu nehmen.“

Zwei Episoden mögen aus dem Briefwechsel der ersten Monate des Jahres 1786 noch hervorgehoben werden. Wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten gehört, wie eifrig der Regierungsrat die Zeitereignisse verfolgte und welche Anteilnahme er an den literarischen Erscheinungen auf geistlichem und rechtswissenschaftlichem Gebiete nahm, so las er regelmäßig die „Göttingische Gelehrte Zeitung“, die viermal wöchentlich erschien. Da aber der Bezug ihm ziemlich teuer kam, fragte er am 7. Januar bei Louis an, wie viel die Zeitung in Göttingen selber koste, und ob es angebracht sei, daß Louis sie beziehe, sammle lese und alle 14 Tage die acht Zeitungsblätter gut zusammengepreßt als Brief nach Wiesbaden schide. Louis antwortet am 21. Jan.: „Der Jahrgang der Göttingischen Gelehrten Zeitung kostet in loco 5 Reichsthaler Schwer Geld, das ist also 5 Rthlr. 12 Groschen ordinärer Münze. Das porto bis Frankfurt möchte aber ein wenig kostspielig seyn, da man hier auf der Post sehr genau darauf sieht, wie viel ein Brief ist. Und ich muß allemal für einen Brief wenn er einen Bogen stark ist, noch die Hälfte so viel bezahlen. Dieses ist zwar offenbare Presserei; allein dem ungeachtet mußte neulich ein Student, der sich darüber auch öffentlich beschwerte, ins Carzer, weil er sich einer iniuria gegen den Herrn Postmeister schuldig gemacht habe! — Ein Paquet mit 8 Zeitungs-Blättern würde also gewiß theurer als ein ordinärer Brief seyn. Man sagt mir aber, daß es auf diese Art wohlfeiler sey, wenn ich dem Post-Verwalter die Commission gäbe die Blätter alle 14 Tage unter Ihrer Adresse selbst wegzuschicken; allein dann würde ich dieselbe nicht lesen können.“

Eine ganz neuzeitlich anmutende Geschichte lesen wir in Louis' Brief vom 4. April: „In Göttingen ist es ieko sehr unsicher wegen der vielen Diebereyen, zu leben. Außer vielen kleineren Diebstählen hat sich vor 14 Tagen dieses zgetragen: Ein hier studierender Graf v. Breunner aus Wien hatte seinen Abschieds-Wechsel³⁾ von 1500 Reichsthaler bekommen. Er wohnte in einem sehr großen Haus das dem Buchhändler Diedrich gehört und worinn außerdem noch H. Hofrath Runde und ein Dr. juris logirt. — Schon gegen 4 Uhr des Morgens kommt jemand an die Stuben-Thüre des Grafen Hofmeisters des Hauptmanns Brühl, welcher Unpässlichkeit halber schlaflos lag; auf sein Rufen: Wer da? kommen 6 Kerls in die Stube, die gleich auf den Hauptmann loskommen; er sprang mit bloßem Vegen aus dem Bette; allein in dem Augenblick war er zu Boden geworfen, an Händen und Füßen gebunden, und der Mund mit einem Tuch zugestopft, nur auf das Bitten eines einzigen der Diebe lies man ihm das Leben; sie zündeten altes Papier auf dem Boden an um sich helle zu machen, und wußten ganz genau wo das Geld lag welches der Hofmeister in Verwahrung hatte, die andern machten noch einen Pack von seidenen Tüchern, Strümpfen und goldnen Uhren, welches sie aber da von dem Schrank eine Büste von Gips herunterfiel liegen ließen; sie nahmen sich aber doch noch so viel Zeit, daß sie die Riemen, womit sie den Hauptmann gebunden, los-

machten und ihn statt dessen mit den Cordeln von den Aufziehb-Vorhängen banden; anstatt des Tuchs aber ihm den Mund voll Papier stopften; und darauf unerkannt weggingen. Der gute Hauptmann wälzte sich vor die Thüre und schlug mit dem Kopf so lange an, bis sein Graf es hörte, der in einem dritten Zimmer lag. Schon ¼ Stunden habe er so zugebracht, und da er obnehin nicht recht wohl war, wurde er ordentlich krank; nunmehr aber ist er wieder hergestellt und künftige Woche werden beide abreisen. Dieser Diebstahl ist ieko das allgemeine Gespräch hier, der Graf seht 50 Ducaten dem Entdecker zum Preis, die Cammer von Hannover aber 100 Louisd'or. Allein bei dem allem sind alle bisherig Nachforschungen vergeblich gewesen.“

In der Veröffentlichung der altmassnauischen Familienpapiere soll nunmehr eine Unterbrechung eintreten, um auch andere Verfasser und Bearbeiter zum Wort kommen zu lassen. Es wird sich später wohl Gelegenheit bieten, den Briefwechsel zwischen Vater und Sohn vom Sommer 1786 bis zum Tod des Regierungsrats Bigelius (21. Mai 1787), wenn auch vielleicht in gedrängterer Fassung als bisher, nachzuholen.

Die Errichtung eines öffentlichen Leihhauses in der Stadt Wiesbaden vor hundert Jahren.

Unterm 21. April 1827 brachte das Verordnungsblatt der herzoglich. nassauischen Regierung eine Verordnung, welche folgende Einleitung hat: „Bei der gestiegenen Bevölkerung der Stadt Wiesbaden und dem zahlreichen Besuch der Bade- und Trinkanstalten daselbst, ist von Seiner Herzoglichen Durchlaucht die Errichtung eines öffentlichen Leih- und Pfandhauses, unter Leitung einer eigenen Commission und unter der Oberaufsicht der Herzoglichen Landesregierung verfügt, und der dazu erforderliche Fonds aus der Herzoglichen General-Domänen-Casse mit der höchsten Bestimmung bewilligt worden, daß die nach Beitreitung des Verwaltungsaufwands sich etwa ergebenden Überschüsse zu gemeinnützigen Zwecken verwendet werden sollen. Es werden daher Höchster Entschließung zufolge nachstehende nähere Bestimmungen zur öffentlichen Kenntniß gebracht.“

Diese Bestimmungen umfassen 34 Paragraphen, von denen wir einen Auszug hier wiedergeben: Die niedrigste Leihsumme sollte 5 und die höchste 500 Gulden betragen, und zwar auf die Dauer von drei Monaten; diese Frist konnte aber noch zweimal erneuert werden. Die Zinsen für die Beleihung der Pfänder wurden auf jährlich 6 v. H. festgesetzt; die Berechnung derselben erfolgte vierteljährlich mit 1½ Prozent im voraus beim Empfang des Darlehens. Dieselbe Vorauszahlung geschah für die Einschreib- und Taxationsgebühren, die gestaffelt waren. Darlehen von weniger als 30 Gulden kosteten 20 Kreuzer, bis zu 60 Gulden 40 Kreuzer. Überstieg das Darlehen diese Summe, so wurden 30 Kreuzer Einschreibgebühr und ½ Prozent der Leihsumme als Taxationsgebühr erhoben. Die Beleihung erfolgte bei Pfändern von Gold, Silber, Kupfer und Zinn bis zu drei Vierteln, bei allen übrigen verkäufbaren Gegenständen nur bis zur Hälfte des Schätzwertes.

Von verdächtigen Personen sollten keine Pfänder angenommen werden, und von Dienstboten nur dann, wenn sie ein Zeugnis ihrer Dienstberrschaft beibrachten, daß diese stände Kenntnis hatte. Über nicht abgeholte Gegenstände stände Kenntnis hatte. Über nicht abgeholte Gegenstände wurden viermal im Jahre Versteigerungen abgehalten, die jedesmal 14 Tage vorher im allgemeinen Intelligenz- und Wiesbadener Wochenblatt öffentlich angekündigt werden sollten. Der Mehrerlös verblieb als Eigentum dem Pfandhaus.

Das Leihhaus sollte als Hilfsinstitut die Privilegien und Vorzüge milder Stiftungen genießen, und den Leihhausbüchern der gleiche Glauben beigemessen werden, wie jenen der öffentlichen Kassenerwartungen. Ferner sollte die Leihhausanstalt in der Stadt Wiesbaden das ausschließliche Recht haben, Geld auf Pfänder zu leihen. Eingriffe in dieses Recht wurden als Wucher bestraft. Die Verwaltung dieser Anstalt bestand aus einer Commission von drei Mitgliedern, wobei das aus der herzoglichen Landesregierung ernannte Mitglied das Direktorium führte. Diese Commission war zur unverbrüchlichen Geheimhaltung der Namen der Pfandgeber verbunden, und hatte dazu alle Angehörigen besonders zu verpflichten. Am Schlusse des Jahres hatte sie der herzoglichen Landesregierung einen überprüflichen Verwaltungsbericht vorzulegen, worauf der Herzog die Verwendung des Reinerüberschusses zu gemeinnützigen Zwecken bestimmte.

¹⁾ Der Brief von Louis vom 2. April ist nur im zweiten Teil erhalten; obige Darstellung des weiteren Krankheitsverlaufs aus dem verlorenen ersten Teil entstammt der Antwort des Vaters.

²⁾ = Beistand, Schutz.

³⁾ Zur Bezahlung aller Rückstände und Schulden beim Abgang von der Universität.